

(Nachdruck verboten.)

27) Der Mannmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

III.

Philipp's Nachhauseweg ging durch die Stadt; er machte jedoch einen Umweg über Land um Onchan herum, so schwer lag's ihm auf dem Herzen, so ganz war er von bitteren Gefühlen überwältigt. Das, woran er fünf lange Jahre gearbeitet hatte, das Ziel, wonach er gestrebt, für das er gekämpft — es war sein, er brauchte nur die Hand danach auszustrecken. Und doch, obgleich es so gut wie erreicht war, konnte er es nicht ergreifen. O, dieser Hohn seines Schicksals — diese Ironie seines Lebens. Es schrie zum Himmel, es war, um wahrhaftig zu werden!

Dann flüsterte ihm sein kühnerer Geist wieder zu: „Was soll dies kindliche Toben? Das Glück kommt Dir mit vollen Händen entgegen. Nur Mut, und Du kannst beides haben, das Verlangen Deiner Seele und den Wunsch Deines Herzens — beides: das Deemsteramt und Käthe.“

Aber das zu glauben war unmöglich. Wenn er Käthe heiratete, würde der Gouverneur ihn nicht zum Deemster empfehlen. Hatte er nicht darauf hingewiesen, daß er die öffentliche Meinung der Insel berücksichtigen müsse? Und war es denn undenkbar, daß der Gouverneur außer dem selbstlosen Interesse, das er für ihn gezeigt hatte, noch von einem persönlichen Interesse beeinflusst wurde, welches ihn noch entschiedener als die Furcht vor den altmodischen mannikischen Sitten daran hindern würde, Philipp zu dem Amt zu empfehlen, wenn er nicht das richtige Weib zur Gattin nahm? Während er durch die Felder schritt, stieg plötzlich eine unbestimmte Erinnerung an das Frühstück im Gouvernementshause in ihm auf, an die Gemahlin und Tochter des Gouverneurs, ihr Entgegenkommen und ihre unbegrenzte Güte. Im nächsten Augenblick schon nahm er sich zwar zusammen und empfand alle Qualen der Selbstverachtung; er haßte, er verabscheute sich, stieß den Absatz heftig in das Lorfmoos des Bodens und nannte sich einen nichtswürdigen Undankbaren. Die Idee hatte aber doch Wurzel gefaßt — er konnte es nicht hindern; das Interesse des Gouverneurs kam gar nicht in Betracht.

„Was für ein Narr bist du, Philipp,“ schien etwas aus dem dunkelsten Winkel seines Gewissens ihm zuzulüftern, „nimm erst das Deemsteramt und heirate Käthe nachher.“ Allein, auch das war ein Ding der Unmöglichkeit. Geseht, er hätte es mit allen Künsten der List und Verstellung ausführen können — was dann? Die hohen Wälle des Herkommens und des Vorurteils blieben doch unübersteiglich. Philipp erkannte das deutlich, als er an die Unterhaltung im Garten dachte. Der Deemster, der Sitte und Brauch ins Gesicht schlug, würde dafür leiden müssen. In der Offenlichkeit ein hochgestellter Beamter, würde er als Privatmann, von allen Standesgenossen in den Bann gethan, ein Einsiedlerleben führen. Ihn fröstelte, wenn er sich das Weib, das seine Gattin geworden, im Umgang mit den Damen vorstellte, die er eben verlassen hatte. Sie war ihnen vielleicht an Bildung überlegen, und was wahre Lebensart, natürliche Anmut und Schönheit, Wohlgestalt und Liebreiz betraf, so ließen sie sich nicht einmal im Traum mit ihr vergleichen; dennoch würde man nie vergessen, daß sie nur die Tochter eines ländlichen Schankwirts war, und jeder kleine Stein der hausfälligen Pyramide von Stand und Rang, selbst die Tochter des städtischen Gastwirts würde wie von einem Throne auf sie herab sehen.

Im Geiste sah er die Damen bereits, wie sie ihre Karten an der Thür abgaben und eilig davonfuhren. Sie waren das der Stellung des Deemsters schuldig und mußten die bittere Pille hinunterschlucken. Dann konnte er seine Gattin allein zu Hause sitzen sehen, ein elendes Weib, verachtet, beneidet, gemieden, ausgeschlossen von ihrer eigenen Gesellschaftsklasse durch ihre Heirat mit dem Deemster und von der seinen durch des Deemsters Heirat mit ihr. Und er sah auch sich selbst. Man durfte ihn weder beleidigen noch übersehen, dazu war er zu mächtig und zu gefährlich; aber er ging ohne Weisfall seinen Pflichten nach und kehrte unbegleitet zu seiner Gattin

zurück. Schließlich erinnerte er sich seiner Eltern und mußte sich's ausmalen, wie er fünf Jahre nach seiner Heirat mit Käthe zu Hause sitzen würde, nachdem das erste Glück, das sie im Zusammensein mit einander gefunden, verblaßt und schal geworden war und sie elendiglich darben mußten in ihrer Abgeschlossenheit. Oder wenn er vielleicht mit ihr spazieren ginge, stets nur mit ihr, mit ihr allein, nur immer zu zweien, heute, wie gestern abend, und die folgenden Abende wieder, durch die mit Menschen gefüllten Straßen zum Hafen hinab, wo die Fischer zusammenkommen, über die Brücke und die Sandzunge, zwischen Himmel und Meer; an Leuten vorbei, die sich ehrerbietig, steif, frostig vor ihnen verneigten oder ihnen nachblickten, sich einander ansiehen und etwas zuraunten, was würde das Ende eines solchen jammervollen Lebens sein? Würden sie sich nicht zuerst unglücklich fühlen, allmählich immer weiter herabsinken und endlich auch schlecht werden?

„Was für ein Aufhebens machst du aber auch von allem,“ sagte die Stimme, jetzt abermals und lauter als zuvor. „Du möchtest gerne das eine thun und das andre nicht lassen, aber wer seinen Stuchen aufsieht, hat ihn nicht mehr.“ „Dies alles hat ja weiter nichts zu bedeuten, als daß du den Stuchen nicht haben und essen kannst. So nimm denn Käthe und laß das Deemsteramt fahren.“

Aber auch dieser Rat bot ihm nur wenig Trost, denn man mußte doch auch in Anschlag bringen, daß, wenn ihn die Heirat mit Käthe abhielt, Deemster zu werden, sie ihn zugleich daran hinderte, irgend eine Stellung auf der Insel einzunehmen. Wie es seinem Vater ergangen war, würde es auch ihm ergehen — es gab hier keinen Raum für den Mann, der wirklich die Schranken der gesellschaftlichen Ordnung durchbrochen hatte.

„Quäle dich nicht mit so thörichten Anstrengungen, dir alle Freiheit der Bewegung zu rauben. Wenn du Käthe und die Deemsterschaft nicht beide zusammen haben kannst und auch das Mädchen nicht ohne den Deemster, so bleibt dir nur eines übrig: die Deemsterschaft ohne Käthe. Du mußt das annehmen und dem Mädchen entsagen. Es ist deine Pflicht und eine unabweißbare Notwendigkeit.“

So legte sich Philipp die Sache endlich zurecht; es war inzwischen Abend geworden und er schritt im Dunkeln dahin. Doch die Stimme, die bisher ihm das Wort geredet hatte, legte jetzt Widerspruch zu ihren Gunsten ein.

„Schwache nicht von Pflicht und Notwendigkeit. Du meinst nur Selbstliebe und Selbstsucht. Sei doch wenigstens ehrlich. Weil dieses Mädchen ein Hindernis für deine Laufbahn ist, willst du es opfern? Es ist grenzenlose, unbarmherzige Selbstsucht. Nimm an, du vertiefest sie, würdest du ohne Scham an sie denken können? Sie liebt dich, sie vertraut dir, sie hat dir jeden Beweis der Liebe und des Vertrauens gegeben. Schweige still! Wage nicht, dir vorzureden, daß niemand es weiß außer ihr und dir — daß du es verschweigen willst und sie nie verjocht sein wird zu reden. Sie liebt dich. Sie hat sich dir ganz ergeben!“

Zärtliches Mitleid bezwang die Selbstsucht in seinem Innern. Als die Lichter der Stadt vor ihm aufstauten, sagte er getrostesten Mutes zu sich: „Da es hier wie dort Drangsal für mich giebt, so will ich thun, was ich mir schon letzte Nacht vorgenommen habe. Ich stelle es dem Himmel anheim, zu entscheiden, ob ich vor der Welt groß oder klein sein soll, und beschließe bei mir selbst, ob ich treu sein will oder glücklich. Ich will mein Herz in die Hand nehmen und geradeswegs vorwärts gehen.“

In dieser Stimmung kehrte er in seine Wohnung zurück. Die Zimmer lagen vorn nach der Althofstraße hinaus und hinten dem Kirchhof von St. Georg gegenüber. Sie waren ruhig und man konnte nicht hineinschauen. Die Lampe brannte. Der Diener deckte den Tisch.

„Lege zwei Gedecke auf, Jenny,“ sagte Philipp. Dann fing er an, vor sich hin zu summen.

Als er jetzt in der Tasche nach seinen Schlüsseln suchte, berührte er einen fremden Gegenstand. Er erinnerte sich, was es war — das zerbrochene Medaillon seines Vaters. Er konnte nicht ertragen, es anzusehen, schloß eine Truhe auf und versteckte es tief unter einem Haufen Winterjacken.

Dies rief ihm einen noch peinigenderen Beschäftigung

zurück; er trat an ein Pult, zog das Paket mit den Briefen des Vaters hervor, um es dann mit dem Medaillon zu verbergen. Dabei zitterte seine Hand, seine Glieder bebten, ein Schwindel ergriff ihn und er glaubte die Stimme, die ihn mit so widerprechenden Vorwürfen gequält hatte, wieder flüstern zu hören: „Begrabe sie tief! Schaffe dir deinen Vater ganz aus den Augen und aus der Erinnerung. Begrabe alles, was er von dir erwartet und geträumt hat; begrabe seine Liebe und die Hoffnungen, die er auf dich setzte. Begrabe sie und vergiß ihn für immer!“

Philipp zögerte einen Moment, dann warf er den Deckel der Truhe zu und verschloß sie wieder, als sein Diener ins Zimmer zurückkehrte. Der Mann hatte ein feierliches, würdiges, schweigsames Wesen; er war bei dem verstorbenen Bischof Stallnecht gewesen. Seine Ernsthaftigkeit hatte er von den Pferden, die Würde von seinem Herrn angenommen; für seine Schweigsamkeit hatte er aber kein Vorbild, da sie alles übertraf, was irgend ein Wesen, Mensch oder Tier, in dieser Beziehung leistet. Sein eigentlicher Name war Cottier, doch nannte man ihn allgemein Jem-y-Lord.

„Gesellschaft noch nicht gekommen, Herr“, sagte er. „Warten oder anrichten?“

„Welche Zeit ist's?“ fragte Philipp.

„Acht geschlagen, Uhr geht zwei Minuten vor.“

„Trage sofort auf“, sagte Philipp.

Als die Schlüssel gebracht waren und der Diener entlassen, nahm Philipp seinen Platz am Tische ein und zog eine Blume aus seinem Knopfloch, die er beim Lunch aus dem Sträußchen in seinem Wasserglas genommen hatte. Nachdem er sie an die Lippen gedrückt, legte er sie auf den leeren Platz vor dem Stuhle, der ihm gegenüber hingestellt worden war. Dann setzte er sich nieder und aß.

Philipp aß nur wenig; und wie sehr er sich auch bemühte, es zu verhindern, seine Gedanken schweiften umher. Er dachte an seine Lante, die er am gestrigen Abend so tief getränkt, an seinen Onkel, der ihn zuerst nicht gegrüßt und dann ihm zu schmeicheln gesucht hatte; an den Gouverneur und das sonderbare Interesse, welches er ihm gezeigt hatte; und schließlich erinnerte er sich auch an Pete, der erst vor so kurzer Zeit gestorben und so bald vergessen war.

Mitten in diesen Erinnerungen, die alle traurig oder bitter waren, dachte er plötzlich daran, daß er ja mit Rätche zu Nacht aß. Nun bemühte er sich, heiter und vergnügt zu sein. Er wußte, daß sie jetzt ebenfalls ihr Abendessen in Sulby einnehmen, an ihn denken und sich vorspiegeln würde, daß er neben ihr sei. So versuchte er denn auch, sich einzubilden, daß sie bei ihm wäre und ihm gegenüber auf dem Stuhl säße und über das weiße Tisch Tuch, an dem blauen Lampenschirm vorbei, zu ihm hinblickte mit ihren strahlenden Augen. Er sah die Ringeln des dunklen Haares ihr über die Stirn tanzen, sah das fröhliche Zucken ihres schwellenden Mundes. Die ganze Stube schien nun von ihrer süßen Gegenwart erfüllt zu sein. Er hätte sich einreden können, daß er den Duft von Spitzen und andren köstlichen Dingen atmete. „Mein Liebchen!“ Und er lachte, er wußte kaum, daß er selbst es gesagt hatte. Es war ein süßes, reizendes Trugspiel.

Da fiel sein Auge auf die Lade, in der er die Briefe und das Medaillon begraben hatte, und sein Geist schweifte wieder ab. Er gedachte seines Vaters, seines Großvaters, seines verlorenen Erbes und wie nahe daran er gewesen war, den besseren Teil desselben zurück zu gewinnen, und dann noch einmal an Pete, wobei er endlich in der Bedrängnis seiner Seele laut aufschrie: „O, wenn Pete nur am Leben geblieben wäre!“

Er erschrak vor seiner eignen Stimme und entsetzte sich über seine Worte. Sobald er zu klarem Bewußtsein kam, suchte er den Eindruck zu verwischen; er füllte das Glas bis zum Rand, erhob es, stand auf, blickte über den Tisch hinüber und flüsterte mit zärtlicher Stimme: „Auf Dein Wohl, mein Liebchen, Dein Wohl!“

Die Glocke läutete an der Hausthür, und er blieb horchend stehen, das Weinglas noch in der Hand. Das erste, was er vernahm, war eine Stimme dicht neben ihm, die unheimlich aus der Dunkelheit tönte: „Der Herr scheint nicht kommen zu können. Hat telegraphiert.“

Es war Jem-y-Lord, der ein Telegramm in der Hand hielt.

Philipp riß den Umschlag auf und las:

„Komme morgen mit dem Ramfeyboot nach Hause gesund und wohlbehalten, sage es Kitty, Pete.“

IV.

Ganz erschöpft von dem Umherirren in den Straßen während der Nacht, ging Philipp am andern Morgen in der öden, toten Dämmerung zu Bett. Er lag vier Stunden in tiefem, schwerem Schlaf, voll beängstigender Träume von gewöhnlichen Dingen, die zu riesiger Größe vor ihm aufschwollen.

Als Jem-y-Lord den Thee in das Schlafzimmer seines Herrn trug, wurde ihm das Theebrett fast aus der Hand gerissen, da die Thür wieder zuschlug. Das Fenster stand halb offen, und ein kalter See wind blies in die Stube herein. Der Kofst und der Herd ließen jedoch erkennen, daß in der Nacht ein Feuer angezündet worden war. Sein Herr aber schlief. Jem setzte das Theebrett ab, hob eine auf dem Tisch stehende Karaffe empor, hielt sie gegen das Licht, schnaudte wie ein altes Pferd, nickte bedeutungsvoll vor sich hin und schloß dann das Fenster.

Philipp erwachte von dem Geräusch und blickte verwirrt umher. Er fühlte dunkel, daß etwas geschehen sein mußte, als der Diener nun sagte:

„Pferd wird bald hier sein, Herr.“

„Welches Pferd?“ fragte Philipp.

„Das Pferd, das Sie reiten,“ sagte Jem und fügte mit nachsichtigen Lächeln hinzu: „das ich bei Schimmen bestellte, als ich den Brief auf die Post trug.“

„Welchen Brief?“

„Den Sie mir zu besorgen gaben, ehe ich schlafen ging.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Zwei Welken.

Von Swan Rajsin.

Wie ein schreckliches Ungeheuer plötzlich aus der Dunkelheit auftauchend, rasselte der Lugszug in die hellerleuchtete Bahnhofshalle von Monte Carlo hinein. Aus dem Warteaal I. Klasse trat hastig eine Gruppe veripäpeter Spieler — es war bereits nach Mitternacht — und stieg eiligst in den Waggon. Im nächsten Augenblick setzte sich der Zug schon wieder in Bewegung und verschwand rasselnd von neuem in der von Nojendust erfüllten Dunkelheit.

Die neuen Passagiere ersaunten, als sie in einer Ecke des Coupés auf dem roten Sammetpolster ein junges, sehr ärmlich gekleidetes Mädchen sitzen sahen. Es trug eine billige weiße Bluse, einen schwarzen, groben, mehrfach ausgebefferten Rock, unter dessen Saum Hüfte in dicken, weißen Strümpfen und groben, ländlichen Schuhen sichtbar wurden, auf dem Kopf ein schwarzes gestricheltes Tuch, das halb zur Seite geglitten war. Nach diesem Anzug, den schweligen Händen und dem abgemagerten Gesicht zu urteilen, war das Mädchen entweder eine Tagelöhnerin oder eine Arbeiterin aus den Weinbergen. Daß solch ein Weib den Lugszug, das teuerste Beförderungsmittel der Welt, benutzen konnte, kam den beiden Damen und den beiden Herren, welche in Monte Carlo eingestiegen waren, höchst feltiam vor.

Die Damen hatten, als sie an dem Mädchen vorbeiging, unwillkürlich ihre Kleider enger an sich gezogen, als wenn sie dieselben bei der Berührung zu beschmutzen fürchteten, und hatten in der gegenüberliegenden Ecke des Coupés Platz genommen. Sie würden ihre Mitreisende wohl gleich wieder vergessen haben, wenn ihre Aufmerksamkeit nicht durch den Gesichtsausdruck, durch die ganze Haltung dieses Mädchens von neuem erregt worden wäre. Es sah unbeweglich gleich einer Bildsäule, indem es mit einem schweren, wie versteinerten Blick vor sich hinstarrte. Das war kein angestrengtes Nachdenken, sondern tiefe Betäubung, wie sie den Menschen nach starken Gemütsbewegungen zu befallen pflegt.

Die neuen Passagiere betrachteten die Fremde aufmerksam, ohne daß diese überhaupt ihre Gegenwart zu bemerken schien. Sie wechselten fragende Blicke mit einander und zuckten kaum wahrnehmbar die Achseln.

„Also was fangen wir morgen an?“ fragte gähmend Lord Beamsfield, indem er sich auf die Polster hinstreckte.

„Ich fahre wieder hierher . . .“ antwortete schnell die eine der Damen, eine junge Schönheit in teurer, von Brillanten funkelnder Abendtoilette. „Ich will in jedem Falle mein Geld zurückgewinnen. . .“

Sie war die Geliebte Lord Beamsfields, ehemalige Tänzerin der Pariser Oper, Blanche Servais.

„Wieviel hast Du denn heute schon wieder verjent?“ fragte ihre Freundin, die hübsche, lebhaft, kleine Gabriele de-la-Tour, ebenfalls eine ehemalige Tänzerin, die sich augenblicklich „außer Stellung“ befand: ein russischer Fürst mit klangvollem Namen hatte sie vor kurzem verlassen.

„Alles, was ich bei mir hatte . . .“ antwortete Blanche.

„Die ganzen Tausend?“

„Die ganzen Tausend bis auf die letzte Centime . . .“

„Wenn Du noch mehr verspielen willst,“ mißte sich Beamsfield ins Gespräch, „so ist das natürlich Deine Sache; ich möchte aber

nur bemerken, daß ich nicht die Absicht habe, noch weiter hierher zu fahren, weder morgen noch übermorgen. . . .

„Warum denn auf einmal nicht?“ fragte Gabriele, indem sie erstaunt die Augenbrauen in die Höhe zog.

„Weil es mir langweilig ist. . . .“, antwortete der Lord und gähnte wieder. „Und außerdem — genug: in diesen zwei Wochen habe ich 180 000 verspielt. . . .“

„Great Scott!“ rief Mister Smith, ein junger, amerikanischer Millionär. „Und darüber reden Sie noch?! . . . Ich habe in der vergangenen Saison allein an den zwei letzten Abenden 300 000 gelassen. . . .“

„Es ist hier nicht vom Geld die Rede, sondern davon, daß es mir langweilig ist. . . .“ antwortete nachlässig der Engländer und zündete eine Cigarre an.

„Na aber ich fahre trotzdem. . . . Ich muß mein Geld zurückgewinnen,“ sagte Blanche.

„Wie Du willst. . . .“

„Und Sie werden sie so ruhig ganz allein fahren lassen?“ lachte Smith. Statt jeder Antwort zuckte der Lord die Achseln, während auf seinem satten, müden Gesicht ein leichtes Lächeln des Gleichmuts und des Scepticismus erschien: über so etwas war er erhaben.

„Nein, er ist nicht eifersüchtig. . . .“ bemerkte Blanche, und beide Damen begannen zu lachen.

Mehr als Worte sagte dieses Lachen: ganz gleich, mag er eifersüchtig sein oder nicht, das Resultat bleibt dasselbe, das heißt: betrogen wird er ja doch!

„Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, falls Sie wirklich nicht mehr nach Monte Carlo wollen,“ begann Smith nach einer Weile von neuem. „Wir machen eine Tour auf meiner Yacht.“

„Wo liegt Ihre Yacht?“

„In Cannes. . . . Sobald wir in San Remo aussteigen, telegraphiere ich; dann ist sie morgen früh zur Stelle. . . .“

„Wohin sollen wir denn fahren?“ fragte, wieder gähnend, der Lord. „Mir ist diese Riviera schon zum Ueberdruß langweilig!“

„Nach Korsika zum Beispiel. . . .“

„Ach, da nehmen Sie mich mit!“ rief Gabriele, welche Absichten auf den jungen Millionär hatte.

„Mit dem größten Vergnügen!“ antwortete dieser. „Also abgemacht?“

„Meinetwegen. . . .“ sagte der Lord.

„All right. . . . Also ich schide nachher sofort ein Telegramm ab. Meine Yacht ist in Ordnung. Mit der können wir, wenn es darauf ankommt, sogar nach dem Nordpol fahren. . . . Der Koch — geradezu wunderbar!“

Gabriele klatschte entzückt in die kleinen Händchen, welche, der Mode entsprechend, fast bis zu den Nägeln mit teuren Ringen bedeckt waren.

„Dann komme ich auch mit. . . .“ sagte Blanche, deren Augen bei dem Gedanken an die interessante Fahrt zu leuchten begannen.

„Surra!“ rief der Millionär.

„Nur bitte, laden Sie niemand sonst ein — langweilig. . . .“ bat Beansfeld.

„Selbstverständlich niemand sonst. . . .“

Die Damen begannen aus ir, end einem Grunde zu lachen.

Wöglich hörte man aus der andren Ecke des Coupés verhaltenes Schluchzen, konvulsivisches Weinen, welches mit Gewalt aus der Brust der jungen Arbeiterin hervorbrach. Sie warf sich an die Lehne des Polsters zurück und weinte, das Gesicht in den Händen verbergend. Ihr ganzer Körper bebte bei diesem elementaren Gefühlsausbruch, aus welchem der Schmerz einer tiefverwundeten Seele sprach. Die vier Mitreisenden näherten sich ihr schnell im unwillkürlichen Drang des Mitgeföhls.

„Was fehlt Ihnen? Was fehlt Ihnen? Sind Sie krank?“

Unfähig, ein Wort hervorzubringen, weinte das Mädchen nur noch stärker.

Die Freude, die Munterkeit verschwand mit einem Schlage von den Gesichtern der vier Reisenden; es wurde ihnen so unbehaglich zu Mut und gleichzeitig empfanden sie Kummer über diesen peinlichen Zwischenfall, der ihre schöne Ruhe störte; sie waren so müde, nachdem sie den ganzen Nachmittag am Spieltisch zugebracht hatten — und jetzt mit einem Male Thränen! . . .

„Aber was fehlt Ihnen denn? Sind Sie krank?“ wiederholten sie ungeduldig, indem sie ihre Mitreisende fast böse betrachteten.

„O poverina, poverina! . . .“ rief diese italienisch mit einer Stimme, aus der ein tiefes Weh sprach, und das Schluchzen brach mit verdoppelter Gewalt aus ihrem Busen, der unter dem schwarzen, gestrickten Tuch bebte.

Den andern wurde es noch unbehaglicher zu Mut — alle fühlten sich gewissermaßen schuldig und dieses Gefühl bedrückte sie. Mühte sie gerade in dieses Coupé hineingeraten, während wahrscheinlich der ganze Zug leer war?

„Weshalb weinen Sie? . . . Können wir Ihnen vielleicht helfen?“ wiederholten sie. „Nur so sagen Sie doch, was Ihnen fehlt?“

Die Italienerin richtete sich auf und nahm das vollständig nasse Tuch von ihrem durch den Kummer entstellten Gesicht; sie hatte große, strahlende Augen, die jetzt an die Augen eines tödlich verwundeten Hiesiges erinnerten: so viel brennender Schmerz lag in ihrer Tiefe, so viel Thränen, solch ein leidenschaftlicher Protest gegen irgend eine grausame Härte des Lebens. . . . Sie blinnte durch ihre Thränen in die fremden Gesichter, welche sich über sie beugten, und las auf allen dieselbe Frage.

„Mutter liegt. . . im Sterben. . .“, kam es wie ersticht, abgerissen, von ihren Lippen, und sie begann von neuem zu weinen.

Niemand verstand die italienischen Worte, welche sie gesprochen hatte; nur aus dem Klang ihrer Stimme erriet man, daß ihr ein großes Unglück passiert sein mußte.

Schweigend saßen die vier bei den Thränen dieses Mädchens. Sie hatten keine Lust mehr, von der Yacht, von Korsika oder von Monte Carlo zu sprechen, sie hatten nur den einen Wunsch: möglichst schnell dieses Coupé verlassen zu dürfen, wo der Anblick dieses schluchzenden Weibes sie verstimmt, um so mehr, da sie nicht wußten, welcher Kummer es betroffen hatte, wie ihm zu helfen wäre. . . .

Und sie weinte ohne Unterlaß. . . . Der Schmerz drohte ihr wundes Herz zu zerreißen. Sie hätte allen davon erzählen mögen, damit alle erführen, wie grausam das Schicksal mit ihr umging, indem es ihr die Mutter zu nehmen drohte. Vielleicht wollte sie auch ein paar Worte des Trostes, des Mitgeföhls hören, jene guten Worte, welche die kranke Seele so mild umschmeicheln, die Thränen reichlicher fließen machen und das Herz dadurch erleichtern. Und jetzt begann sie in abgerissenen Worten, oft von Weinen und Schluchzen unterbrochen, eilig, leidenschaftlich, in unwilligem Tone zu sprechen:

„O poverina, poverina! . . . Sie stirbt! . . . Und der Doktor sagte mir schon damals: wenn die Krankheit noch einmal kommt, ist alles aus. . . . Und jetzt ist sie noch einmal gekommen. . . . Was soll ich bloß thun, o santa Madonna! . . . Arme Mutter, arme! . . . Ob ich sie noch lebend treffe? . . . Heute bei der Arbeit. . . . ich arbeite in den Weinbergen. . . . kommt der Herr mit einem Telegramm. . . . Lucia,“ jagt er, „Deine Mutter liegt im Sterben. . . . Sie wünscht,“ jagt er, „Du möchtest so schnell wie möglich zu ihr kommen.“ . . . Die Krue luden unter mir. . . . Ich nach Hause, nehme meine Sachen zusammen, laufe nach dem Bahnhof. . . . Es ist schon Abend. . . . Ich frage nach dem Zuge. . . . Heute geht nur noch dieser eine, treno di lusso. . . . Du mußt bis morgen warten.“ . . . Was thun?“

Sie sah die anderen mit einem Blick an, als wollte sie sie zu Zeugen dieser neuen Ungerechtigkeit anrufen. . . . Jene verstanden nicht ein Wort von dem, was das Mädchen sprach; es war ihnen nur schrecklich unbehaglich: gleichgültig bleiben — das ging nicht gut, denn das Mädchen erwartete augencheinlich Mitgeföhls von ihnen; aber dieses Mitgeföhls auszudrücken, ohne zu wissen, um was es sich überhaupt handelt, war ebenso unmöglich. . . . Ganz erdrückt von seinem Kummer, bemerkte das Mädchen nicht die Unnatürlichkeit dieses Schweigens, nicht das Gefühl des Zwanges, des Unbehagens, welches sich auf den Gesichtern ihrer Mitreisenden malte.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

c. e. Jüdische Sprichwörter teilt der „Warich. Djemv.“ nach dem „Israclita“ mit; einige seien hier wiedergegeben: Armut ist kein Laster, aber auch keine Ungegend.

Es ist leichter, einen Betrunknen als einen Armen auf die Füße zu stellen.

Ein Armer fällt auf den Rücken und zerfährt sich doch die Nase. Wenn ein Armer ein Huhn verpest, so ist er oder das Huhn krank.

Die Armen haben schöne Töchter. Der Arme und der Dacklige tragen ihre gesamte Habe auf sich. Drei Dinge wachsen ohne Regen: Finzen, Miete und Mädchen. Eine reiche Frau kann es sich erlauben, auch zweimal im Jahre niederzukommen.

Das Ohr leih' jedem, die Hand dem Freunde, die Lippen nur der Frau.

Alles nimmt der Teufel, nur ein böses Weib nicht. Besser zehn Abtrünnige als ein böses Weib.

Die erste Frau ist treu wie ein Hund, die zweite wie eine Skabe.

Mann und Frau sind ein Leib, aber verschiedene Taschen. Vertrau der Frau ein Geheimnis, aber schneid ihr die Zunge ab.

Die Weiber lügen, selbst wenn sie schweigen. Die Frau hat tausend Seelen.

Vor einer Frau mit einem Schnurbart flieh hundert Meilen weit.

Dimmköpfe haben immer hübsche Frauen. Die Frau verführt zum Guten wie zum Bösen, verführt aber immer.

Drei Dinge sind nicht schön, aber auch nicht schädlich: Wenn man nach dem Essen ein Gläschen Schnaps trinkt, wenn ein Weis eine Junge heiratet und wenn der Mann die Frau schlägt.

Die Liebe ist süß, jedoch nur mit Brot. —

— Eine Fabel des Aesop auf Stein. So zahlreich auch de aus dem Altertum überleserte Fabelreichtum ist, so spielt doch die Fabel in der bildenden Kunst der Alten, so weit sie bis jetzt erschlossen war, nur eine sehr geringe Rolle. Jetzt ist es Eugen Worum gelungen, ein Denkmal ausfindig zu machen, das die sein ansgeführte Darstellung einer der bekanntesten Fabeln des Aesop zeigt. Es ist die Fabel vom Fuchs und vom Kranich. Der Kranich wird vom Fuchs zu Tisch geladen, kommt aber um den

Genuß des Essens, da er aus den flachen Schüsseln nichts genießen kann. Zum Entgelt für diese Tücke läßt man der Gast den Gastgeber zu sich ein und setzt ihm das Essen in einem langhalsigen Gefäße vor. Das findet sich dargestellt auf einem römischen Grabstein, der bei Empoli in Toskana gefunden ist. Der Stein ward dem Lucius Gavius Manuetus, der fünf Jahre lang Soldat in der zwölften städtischen Kohorte war und im 37. Lebensjahre starb, von seinem Bruder Gajus Gavius Asper gestiftet. Es ist ohne Zweifel, daß die Fabel auf das Verhältnis zwischen beiden Personen Bezug hat. Vielleicht liegt eine Anspielung auf die Namen vor, denn Manuetus bedeutet den Sanftmütigen, Asper aber den Rauhen und Wilden, es kam aber auch auf einen Familienzwist angespielt werden. Wenn auch die wahre Ursache sich nicht ergründen läßt, so ist doch das Denkmal als solches weit wichtiger, und dies liegt jetzt in schöner Wiedergabe im letzten Bande der „Jahreshefte des östereichischen archäologischen Instituts“ vor. —

ss. Etwas vom Toddrücken. Wenn jemand einen Mitmenschen vor Liebe todtdrücken will, so gilt schon diese Absicht als der Gipfel der Zärtlichkeit. Es ist freilich noch nie etwas davon zu hören gewesen, daß dieser liebevolle Wunsch jemals in die Wirklichkeit übertragen worden wäre. Todesfälle durch Erdrücken sind zwar gar nicht so selten, aber sie geschehen niemals aus Liebe, sondern nur in einem Zustand, in dem der Mensch um nichts besser ist als ein Tier. Man kann sich wohl nichts Schauderhafteres vorstellen als die Wirkung einer von jeder Vernunft und Ordnung verlassenen Menschenmasse, wie da ein Mensch gegen den andren drückt und drängt, vielleicht aus Furcht, vielleicht infolge irgend eines andren gewaltsamen Triebes, und wie dann schließlich die ganze Menschenmasse ein Durcheinander von ungeheuren Druckkräften darstellt, die sich regellos hierhin und dorthin zerstörend betätigen. Soweit die Erinnerung der jetzt lebenden Generation zurückreicht, hat wohl kein Ereignis die entsetzlichen Folgen vollkommener Regellosgigkeit und Vernunftlosigkeit in einer großen Menschenmenge gezeigt wie das jeder Schilderung spottende Unglück auf dem Chodynka-Felde bei Moskau, wo in einer Masse von 20000 Menschen, die sich zu den Festlichkeiten bei der Krönung des neuen Zaren am 30. Mai 1896 eingefunden hatten, etwa 3000 zerbriert und zertreten wurden. Der Pariser Bazarbrand unseligen Angedenkens vom Jahre 1897 forderte fast ebensoviele Opfer infolge des Erdrückens als infolge des Feuers. Vor einigen Jahren wurden in der Victoria-Halle in der englischen Stadt Sunderland gelegentlich eines Kinderfestes fast 200 Kinder in einem engen Gang erdrückt. Bei dem Ringtheater-Brand im Jahre 1881 ging jedenfalls der größte Teil der fast 1000 Verunglückten auf die nämliche Weise zu Grunde. Ältere Ereignisse der gleichen Art waren die Panik auf der Concordien-Brücke in Paris im Jahre 1866 und das Unglück auf dem Marsfelde in Paris vom Jahre 1837. So namenlos schrecklich solche Vorkommnisse auf das menschliche Gemüt wirken, so wird ihr Eindruck doch durch eine Ueberlegung gemildert: der Tod der Verunglückten tritt dabei nämlich äußerst schnell ein. Die eigentliche Todesursache ist eine Aufhebung der Atmung durch übermäßigen Druck auf den Brustkorb. Der Arzt, der die Opfer der Katastrophe auf dem Marsfelde untersuchte, fand sie ausnahmslos im Gesicht und auf dem Hals einfarbig blau gefärbt, wie es bei einer plötzlichen Erstümmung der Fall sein muß. Außerdem wurden Brüche der Rippen und des Brustbeins festgestellt, letztere nur bei Frauen. Die Blaufärbung der Haut erklärte der Arzt als eine Störung von kohlensäurereichem Blut in den gewaltsam erweiterten und gelähmten Blutgefäßen. Niemals zuvor hat ein Arzt Gelegenheit gehabt, einen solchen Fall anders als an einem Toten zu untersuchen. Jetzt ist zwei Aerzten in Boston durch einen Unglücksfall die Möglichkeit gegeben gewesen, den Verlauf der Wirkung eines übermäßigen Druckes auf den Brustkorb an einem noch lebenden und auch dem Leben erhalten gebliebenen Menschen zu beobachten. Ein 22jähriger Mann geriet zwischen einen Thürpfosten und einen elektrischen Wagen und erlitt dadurch eine sehr starke Quetschung der Brust. Als der Wagen beseitigt war, fiel er bewußtlos zu Boden. Er wurde sofort nach einem Krankenhaus gebracht, und die Aerzte fanden, daß Puls und Atmung noch in regelmäßiger, wenn auch sehr schwacher Thätigkeit waren. Hände und Nase waren kalt, und aus den Ohren und Nasenlöchern floß Blut. Die Empfindlichkeit des Körpers war sehr herabgesetzt, einige der unteren Rippen waren gebrochen. Die auffallendste Erscheinung war eine ganz eigentümliche Färbung der Haut am ganzen Kopf, am Hals und auf der Brust bis zur dritten Rippe. Die Haut war nicht einfarbig blau gefärbt, sondern mit kleinen Flecken ganz gesunder Farbe durchsetzt. Dies sonderbare Aussehen der Haut war auch noch auf den Rippen und bis auf die Schleimhaut des Mundes zu verfolgen. Nach 4 Stunden kehrte jedoch das Bewußtsein zurück, und am vierten Tage befand sich der Kranke bereits ziemlich wohl, obgleich die Hautfarbe der oberen Körperteile sich noch nicht verändert hatte. Erst am zwölften Tage war die blaue Farbe ganz verschwunden, und in der vierten Woche konnte der Patient als gänzlich geheilt entlassen werden. Die Aerzte empfehlen nach diesen Beobachtungen, die ganz ausführlich in dem Bostoner „Medizinischen und Chirurgischen Journal“ beschrieben werden, daß bei einem derartigen Unglücksfall unter allen Umständen sofort ein Versuch mit künstlicher Atmung gemacht werden müsse, später seien dann immerliche Reizmittel anzuwenden.

Geologisches.

— Eine neu entstandene und wieder verschwundene Insel. In der Nähe von Pelican Point, etwa 6 1/2 Meilen westlich von der Balfischbai-Niederlassung, entdeckte die Tochter des englischen Residenten mit dem Fernglase am 1. Juni 1900 einen Gegenstand im Meere, der einem Schiffsrumpf gleich. Man begab sich mit einer Dampfmaschine an Ort und Stelle und fand dort eine etwa 150 Fuß lange, 30 Fuß breite Insel, die sich 15 Fuß über den Meerespiegel erhebt, so steilen Absturz zeigte, daß eine Landung unmöglich war. Inzwischen schwamm ein Offizier bis an das Ufer heran und brachte eine Probe des Materials, aus dem dasselbe bestand, mit zurück. Diese Probe erwies sich als Schlamm, auch schienen an einigen Punkten Dämpfe von der Insel aufzusteigen, und ein Geruch nach Schwefelwasserstoff machte sich bemerkbar. Als man am 7. Juli die Insel näher untersuchen wollte, war sie verschwunden. Nach Waldron und Schend ist es wahrscheinlich, daß sich in der Balfischbai nahe bei Pelican Point ein unterseeisches Schlammvulkangebiet befindet, dem hauptsächlich Schwefelwasserstoffgas entströmt. Mit eigentlichen Vulkanen, die glühende Massen ausströmen, haben solche Schlammvulkane nichts zu thun. Der Wasserstoff verbaut vielmehr seinen Ursprung wahrscheinlich organischen Stoffen, die auf dem Meeresboden unter einer Schlammdecke begraben liegen. Jedenfalls aber ist die Thatsache, daß auf diese Weise eine Insel gebildet worden ist, bis dahin noch nicht beobachtet worden, falls nicht die vor mehr als 40 Jahren im Kaspiischen Meere aufgetauchte und später wieder verschwundene Insel den gleichen Ursprung gehabt hat. — („Kölnische Zeitung.“)

Humoristisches.

— Präcision. Optikus: „Dieser Barometer kostet achtzehn Mark, und dieser hier fünfunddreißig.“ Käufer: „Dann nehme ich den zu achtzehn.“ Optikus: „Ich möchte Ihnen aber zu dem teureren raten; erstens ist er wesentlich exakter gearbeitet und dann zeigt er auch bedeutend besseres Wetter an!“ —
— Nicht ihre Schuld. Junger Chemann (nach einer heftigen Scene resigniert): „Na, der Heiratsvermittler hat mir ja was rechtes besorgt!“ Frau: „Kann ich vielleicht dafür, wenn Du Dich auschmierest läßt?“ —
— Erklärt. „Was ist eigentlich der Vater von Deinem Schatz?“ „Chemiker.“ „Dann sagtest Du auch, sie wäre ein ätherisches Wesen.“ — („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Die Vorstellungen des Stuttgarter Opern-Ensembles im Neuen König. Operntheater begannen heute, Donnerstag, den 5. d. M., mit „Hoffmanns Erzählungen“ von Offenbach. Die komische Oper „Die kleinen Nixen“ von André Messager gelangt Sonntag, den 8. d. M., zur Ausführung. —
— „Die beiden Schulen“ von Alfred Capus haben dem Pariser „Théâtre des Variétés“ in 100 Aufführungen 700000 Fr. eingebracht. —
— Georg Dröschler, der bisher die Funktionen eines Regisseurs der Berliner Oper nur provisorisch versah, ist endgültig auf mehrere Jahre als Oberregisseur engagiert worden. —
— Das nächste bayrische Musikfest findet im Jahre 1904 in Regensburg statt. —
— Die Darmstädter Ausstellung der Künstlerkolonie 1901 schließt mit einem Deficit von 252 288 M. ab, so daß die Zeichner des Garantiefonds 96 Proz. der gezeichneten Beträge zahlen müssen. —
— Für die der Technischen Hochschule zu Berlin zugewendete Sammlung der deutschen chemischen Industrie auf der Pariser Weltausstellung (Wert 600 000 M.) wird in dem Garten der Anstalt eine besondere Ausstellungshalle errichtet werden. —
— Die große völkerkundliche Expedition nach Inner-Australien unter Waldwin Spencer ist nach einer Abwesenheit von über einem Jahre nach Melbourne zurückgekehrt. Die Forscher haben eine ungeheure Menge von wissenschaftlichem Material heimgebracht, das sich hauptsächlich auf die Ueberbevölkerung im nördlichen Teil von Inneraustralien bezieht. Besonders interessant sind die photographischen und kinematographischen Aufnahmen, vermittelst derer die Sitten und Gebräuche, die Sagen, Tänze, Gesänge usw. der wilden Stämme bleibend aufgezeichnet worden sind. —
— Dem Blatte „Kaspi“ zufolge erfolgte in der Nähe des Dorfes Kobi im Kaukasus Kreise eine Eruption des Schlammvulkans „Gush Gran“, die von einer einem Kanonenschuß ähnlichen Detonation begleitet war. Die Umgegend war in Flammen gehüllt. Die Erscheinung dauerte gegen fünf Minuten. —